

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 210 (1937)

Artikel: Naturschutz
Autor: P.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Naturschutz.

Wenn bestandene Leute — sie brauchen nicht einmal sehr bei Jahren zu sein — von den guten alten Zeiten berichten, so müssen sie gewärtigen, daß man über sie lächelt. Wenn man's nicht sagt, so denkt man's doch: es war immer so. Wenn ältere Leute in's B'richten kommen, war

ihnen Unrecht. Denn das Gesicht unserer Heimat hat sich in allen Jahrhunderten nicht so stark und tiefgreifend verändert, als wie seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts. Die Erzeugung der Landwirtschaft, die Industriearbeit und ihre Lebensgestaltung, Handel und Verkehr haben gegen früheres Bauerntum, Handwerk und Kaufmannsstand Veränderungen hinter sich, daß

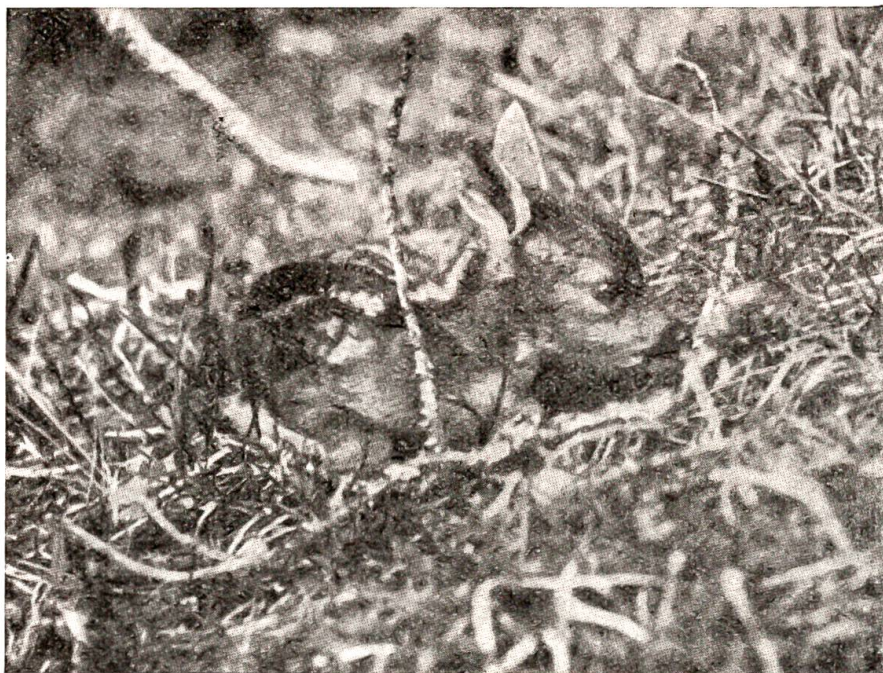


Jedes Tier strebt zu dem seiner Art entsprechenden Verband.

Phot. H. Schmidt.

es früher allemal schöner gewesen. Früher waren die Birnen süßer, und die Vögel sangen heller, da waren die Leute noch zufriedener und besser, und der liebe Gott hatte viel mehr Freude an der Welt gehabt. Und ganz früher war überhaupt das Paradies gewesen. Aber mit dem Paradies ist es eine eigene Sache. Erstens ist es schon gar lang her, und zweitens spürt man nicht mehr viel davon. Und so glaubt man den Alten von ihren guten Zeiten nicht gern. Aber man tut

die alten Berufe kaum mehr zu erkennen sind. Der werkende und wirtschaftende Mensch von heute hat jeden Geviertschuh Boden in den Erwerbsprozeß einbezogen, um Kulturland oder Baugelände für Industrie oder Siedelung zu gewinnen. Der Fluß, der einst in verzweigten Armen und selbstgewähltem Bette das Tal durchströmte, ist zwischen Mauern gebändigt, wird durch Kraftwerke gequetscht, und das breite Gelände seiner Altwasser, wo einst die Fische laich-



Die jungen Rehe sind den größten Gefahren ausgesetzt.

Phot. E. Badoux.

ten, ist Kulturboden geworden. Der Wald, der in alter Zeit nur schwach genutzt war, muß heute Höchsterträge des von der Industrie begehrten Werkstoffes „Holz“ hergeben. Die Moore, letzte Überreste der einstigen Eismassen unserer Mittellandgletscher, sind ausgebeutet, ihr Grundwasserspiegel ist tiefergelegt, und ihr schwarzer Boden, worauf das Riedgras wuchs, muß jetzt Rüben, Kartoffeln und Getreide tragen. Bis hinauf in die Alpen wurde der Erdboden veredelt durch Düngung und Entsteinung, durch Ansaat und Entwässerung. Durch die steilen, mit Bannwald bestandenen Halden unserer Berge haben sich schwarze Rohre von Hochdruckleitungen gefressen, und das milchige Gletscherwasser muß, kaum der eisigen Erstarrung entronnen, in tosenden Turbinen seine Kräfte hergeben.

All diese Bauten, all diese Neugestaltungen haben der Landschaft unserer Heimat ein neues, fremdes, vielfach entstelltes Gesicht gegeben. Nutzpflanzen wachsen auf einstigem Naturboden, und das Tierleben der alten Zeit ist dahin.

Dieser Prozeß, der heute klar vor aller Augen liegt, wurde von Naturkundigen, Gelehrten und Freunden der Tier- und Pflanzenwelt schon lange

erkannt. Im Jahre 1908 kam der erste Aufruf in die Schweizer Presse, der zum Schutz der Heimatnatur gegen allzu uneingeschränkte Nutzung alle Willigen aufrief. Sechs Jahre später hatten die damals noch nicht Zwanzigtausend das Werk des Schweizerischen Nationalparks geschaffen, der ein Stück der Bündner Berge dem alleinigen Walten der Natur zurückgeben wollte. Wenige Wochen vor dem Weltkrieg übernahm die Eidgenossenschaft die Pacht, während der Naturschutzbund für alle anderen Kosten aufkommen mußte. Das war jedoch nur der Anfang. Heute ist der Naturschutz eine große, von Heimatgeist und uneigennütziger Vaterlandsliebe getragene Bewegung geworden. An die Seite des Nationalparks sind

andere Naturschutzgebiete getreten, die teils Pflanzen und Tieren Zuflucht und Schonung gewähren, teils riesigen Felsblöcken, welche durch die Gletscher zu Tal getragen wurden, oder menschlichen Siedelungen aus der Zeit der Höhlenbewohner und Pfahlbauer Schutz und Erhaltung bringen sollen.

Die Bestrebungen des Naturschutzes, welche darauf ausgehen, uns und unseren Nachkommen wenigstens teilweise noch das zu erhalten, was zu unserer Heimat, unserem Wohnraum gehört, gleich wie Sitte, Brauch und Eigenart unseres Volkes, haben nicht überall nur Freunde gefunden. Mancher Unternehmer sah sich durch die Schutzmaßnahmen behindert, manche Interessenverbände wandten sich gegen die in ihren Augen überflüssige und unproduktive Schonung von scheinbar wertlosem Urgelände, und nicht zuletzt die Jäger sind auf die Schützer unserer freilebenden Tiere nicht gut zu sprechen. Und so haben sich die Naturschützer im Lauf ihrer Tätigkeit manches sagen lassen müssen, woran sie nicht viel Freude haben konnten. Und manchmal haben sie sich nur wundern müssen, wie in einem so kleinen Ländlein so viel harte Köpfe

wachsen und so viel böse Worte fallen können. Denn man sollte es nicht glauben, daß sich der gesamte Heimatschutz und der große Naturschutzbund gerade gegenwärtig für den Rheinfluss wehren müssen, den die Ingenieure mit neuen Riesenprojekten der Schifffahrt und dem Kraftwerkbau opfern wollen. Wie viele Menschenalter haben das Naturschauspiel des Rheinfalles bestaunt — und nun soll sein Stündlein geschlagen haben.

den es stiftet, gar nicht zu verkennen. Als 1875 das erste Gesetz über Jagd und Vogelschutz in Kraft trat, hat es nichts Geringeres bewirkt, als die Rettung unseres Wildes. Denn zuvor hatte die freie Jagd das Bergwild dem Aussterben nahegebracht. Oswald Heer, der Glarner Naturforscher, nachmals Professor in Zürich, hat 1862 geschrieben, daß wohl binnen kurzem weder Gemse noch Murmeltier mehr in den Schweizer



Lachmövenweibchen entfernt die Eierschale.

Phot. Dr. H. MoU, Basel.

Aber nicht nur der schweizerischen Landschaft gilt die Sorge des Naturschutzes, auch der Pflanzen- und Tierwelt. Es ist noch nicht lange her, daß man wieder über die Schaffung eines eidgenössischen Pflanzenschutzgesetzes beraten hat, ohne indes zu einer Einigung zu gelangen. Dies ist um so merkwürdiger, weil ja eine eidgenössische Regelung des Forstwesens wie der Jagd und des Vogelschutzes schon lange besteht.

Es gibt auch für den Naturschutz an dem jetzt bestehenden Jagdgesetz manches, was er gerne anders haben möchte, doch ist der Segen,

Bergen leben werde. Und als Alfred Brehm, der weltberühmte Verfasser des zwölfbändigen „Tierlebens“ 1869 in die Schweiz reiste, um das Leben der Gamsen zu studieren, erzählte er unserem Zofinger Naturforscher und Apotheker Fischer-Siegwart, mit welchem er befreundet war, er habe nach Österreich weiterreisen müssen, weil er in der Schweiz nicht mehr genügend große Gamsenbestände getroffen habe, die ein Studium ihres Lebens ermöglicht hätten.

Am meisten aber hat das Vogelschutzgesetz Wandel geschaffen. In den sechziger Jahren

konnte man in verschiedenen Schweizer Kantonen für 2 oder 3 Franken ein Patent lösen, das besonders bei Buben und Jugendlichen beliebt war und das die Jagd auf alle Vögel zuließ. Das hat gottlob aufgehört. Der Tessin ist heute der einzige Kanton, dessen Bevölkerung sich nicht an das Jagdgesetz hält, sondern noch heute den Buchfink, die Lerchen, die Rotschwänzchen, Drosseln und Ammern — kurz, alle Singvögel herunterknallt und in die Pfanne wandern läßt. Bisher haben keine Proteste der Naturschützer genügt, keine Mahnungen von Bern aus gefruchtet. Die Tessiner Behörden lassen dem Unwesen freien Lauf und machen teilweise noch selber mit. Doch in der deutschen Schweiz macht der Vogelschutz, besonders der aktive, gute Fortschritte. Der Obstbauer und der Forstwirt haben schon lange eingesehen, wie viel Nutzen für die Ungeziefervertilgung ein gut gepflegter Meisen- und Rotschwänzchenbestand stiftet, Vögel, die mittels Mistkästen leicht und billig herangezogen werden können, die Wälder und Kulturen auf das lieblichste bevölkern und jung und alt Freude bereiten.

Denn das ist es ja, was der Naturschutz eigentlich will. Er will unserer Heimat ein freundliches, vertrautes und belebtes Wesen bewahren. Er will der Bevölkerung wieder die wahrhaft gute Lehre geben, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, daß nicht alles und jedes auf Schaden und Nutzen in bare Münze umgerechnet werden darf. Es darf nicht so weit kommen, daß jedes zu Tal rauschende Wasser nur auf seine Pferdekrafte hin besehen und jedes Tier nur auf seinen Jagdvertrag hin an den meistbietenden Pächter verschachert wird. Wir sind, will's Gott, nicht die letzten Schweizer — nach uns kommen auch Menschen, junge, hoffende Geschlechter, denen wir schuldig sind, unseren kleinen, nicht erweiterungsfähigen Lebensraum freundlich, belebt, lebens- und lebenswert zu erhalten. Auch sie wollen den Frühling mit Vogelfang und Blumen-schmuck erleben, wollen die Gemsen in den Bergen über Klippen und Halden steigen, wollen Ente und Schwan und Wasserhuhn durch das Schilf ziehen sehen. Wenn wir darum ein paar Winkel alten Urlandes schützen, so tun wir es für uns, unser Volk, aber zu allermeist für sie, die Jungen,

die nach uns da sein werden. Ihnen müssen wir durch diese krisengeplagte, rappenrechnende Zeit etwas von dem hindurchretten, was unser Herrgott geschaffen hat und kein Mensch ersetzen kann, wenn's dahin ist. — Das ist Naturschutz.

(Ph. Sch.)

Ein zärtlicher Vater.

Ein alter verdienstvoller Generalmajor auf der Schulbank, mitten unter dem jüngsten Jahrgang der Mittelschule — das ist wirklich kein alltäglicher Anblick. Und doch gibt es einen Vater, der vierzig Tage lang die Sexta besucht hat. Und zwar geschah es im fernen Tokio. Da tauchte eines Tages der graue Kopf des längst im Ruhestand befindlichen Offiziers zwischen den erstaunten Knaben auf. Der alte General erklärte dem Lehrer, sein kleiner Sohn sei an einer schweren Erkältung erkrankt. Es gehe aber nicht an, daß die Ausbildung des Kindes darunter leide. Nun wanderte der Vater Tag für Tag zur Schule, nahm am Unterricht teil und leitete dann daheim die gewonnenen Erkenntnisse an den Sprößling weiter. Der vermochte denn auch dank dieser Fürsorge mit seinen gesunden Kameraden durchaus Schritt zu halten und marschierte mit dem ersten Tage seiner Genesung Schulter an Schulter mit ihnen. „Was wollen Sie?“ sagte der alte General auf die Vorhaltungen seiner Bekannten ob dieser reichlich strengen Auffassung von seinen Vaterpflichten. „Auch meine Frau hat mich davon zurückhalten wollen, wieder die Schulbank zu drücken. Aber nun habe ich meinen ersten Sohn bereits in seiner frühesten Jugend verloren. Dieser Kleine hier ist mein einziger Erbe. Ich bin schon im Ruhestande und sonst nichts mehr nütze. Also ist es meine Pflicht, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, damit dieses Kind die bestmögliche Erziehung erhält. Ich finde, alle Väter der Welt müßten so handeln wie ich.“ — Eine Mahnung, deren Erfolg man allerdings wohl in Zweifel ziehen darf.

Mit kleinen Plänen kann man sich keine großen Ziele setzen.